

Spätgallische Töpferöfen in Sissach, Kanton Baselland.

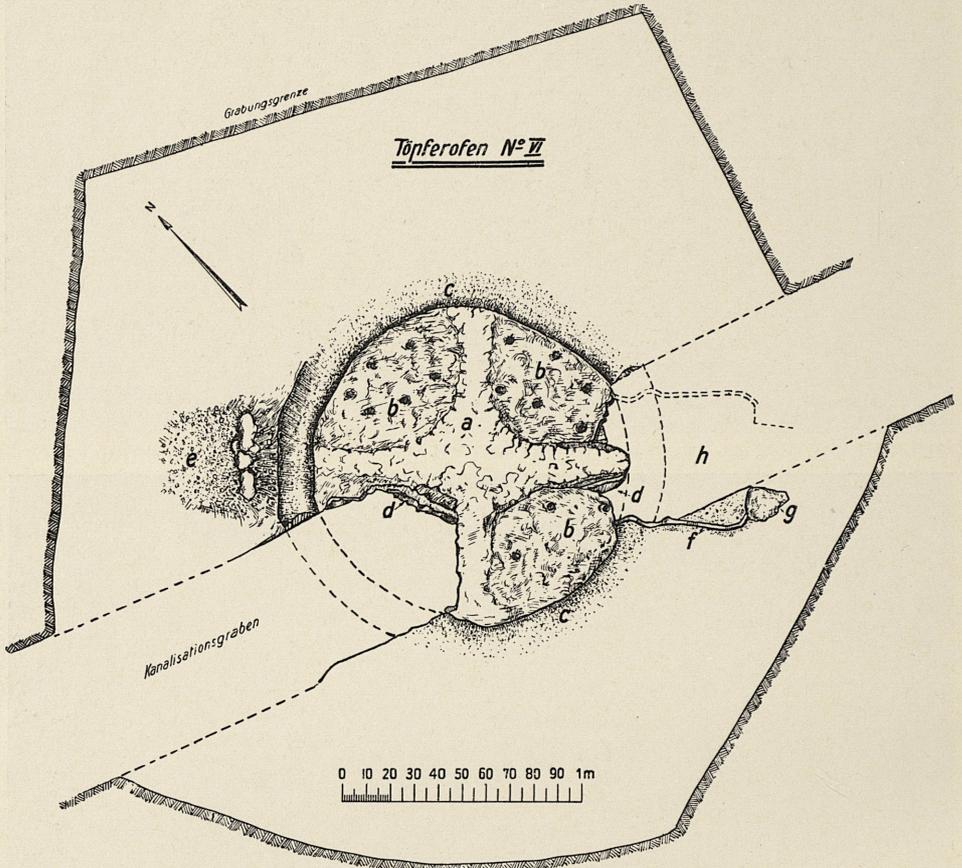


Abb. 1. Spätgallischer Töpferofen (Nr. VI) von Sissach, Kt. Baselland.
Grundriß in der Höhe dicht über dem Rost, vgl. Abb. 2.

Schon im Jahre 1933 kamen in Sissach im sog. 'Vordern Brühl', einem ebenen Wiesengelände mitten im Tale, beim Bau einer Fabrik (Eisen- und Stahlwarenfabrik AG. vorm. Gebr. Oberer) stark verbrannte Lehmstellen zum Vorschein, die zunächst nicht gedeutet werden konnten. Dabei fanden sich massenhaft Scherben, z. T. bemalte, aus der späten Latènezeit. Ähnliche Stellen wurden bei einem weitem Fabrikneubau (Mechan. Werkstätten und Metallgießerei J. R. Gunzenhauser) etwa 130 m südöstlich davon angeschnitten. Die erstgenannten Fundstellen wurden seinerzeit durch einen Kanalisationsgraben durchschnitten und ließen nur noch eine einfache Planaufnahme zu. Durch das große Entgegenkommen des Bauherrn, J. R. Gunzenhauser, und der Bauleitung (Herrn C. Gnemmi, Liestal) konnten dagegen die Erscheinungen bei der neuen Baustelle einer Untersuchung unterzogen werden, welche im Auftrage der kantonalen Altertumskommission und des Kantonsmuseums durch den Unterzeichneten geschah. Durch diese Untersuchungen wurden die „verbrannten Lehmstellen“ als Töpferöfen festgestellt.

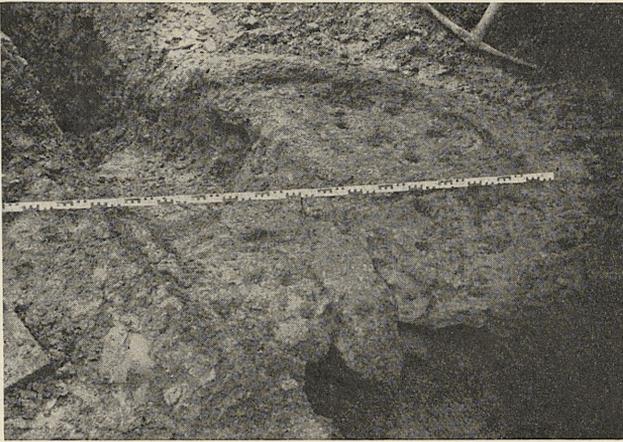


Abb. 2. Spätgallischer Töpferofen (Nr. VI) von Sissach,
Kt. Baselland. Blick von Ost nach West.

Es wurden zunächst die Heizräume zweier Töpferöfen, Ofen I und II, später ein weiterer Ofen, VI, (Abb. 1 u. 2) mit teilweise erhaltenem Rost und Kuppelansatz freigelegt. Die Öfen III, IV und V waren ebenfalls durch Leitungsgräben durchschnitten. Sämtliche Öfen lagen nur etwa 40–50 cm unter der heutigen Oberfläche, also unmittelbar unter dem Humus. Sie waren in einem Raum von 200 qm verteilt, in welchem sicherlich noch weitere Öfen liegen werden, da die erwähnten nur in der Baugrube und Abzugsgraben usw. geschnitten wurden.

Ofen I. Der noch erhaltene Unterbau zeigte vier Heizkammern, die nach innen durch Zwischenwände (-pfeiler) kreuzartig getrennt waren. Die beiden nordöstlichen und südwestlichen Schenkel des „Kreuzes“ bildeten die „Zungenmauern“. Sie ließen die Kammern nach diesen Richtungen hin offen. Die Kammern waren zunächst eng und erweiterten sich erst nach hinten. So lagen je zwei Heizkammern mit einer gemeinsamen Einfeuerung im Nordosten und Südwesten einander gegenüber. Der Ofenunterbau besaß eine Länge von 1,80 m und eine größte Breite von 1,50 m. Die Feueröffnung wies oben einen Durchmesser von 35 cm, unten einen solchen von 55 cm auf. Die in den Kiesboden eingetieften Heizkammern besaßen eine größte Breite von 50 cm und nach hinten eine Tiefe von etwa 70 cm. Die Wände erreichten noch eine Höhe von 15–20 cm. Sie waren wie die Böden mit einem feuerfesten Material, mit der beim benachbarten Lausen vorkommenden ‘Huppererde’, verkleidet. (Entfernung vom Fundort etwa 3 km.) Diese Schicht war etwa 15–20 mm dick. An einzelnen Stellen der Wände traten halbrunde Einbuchtungen auf, die sich gleichmäßig von unten nach oben fortsetzten und als Feuerzüge zu betrachten sind. Vom Lehmrost waren nur wenige Bruchstücke vorhanden, die in den Heizkammern lagen.

Unser Ofen I wurde durch Dr. Vogt (Zürich), der unsern Grabungen zeitweise beistand, sachgemäß gehoben und ins Schweizerische Landesmuseum überführt.

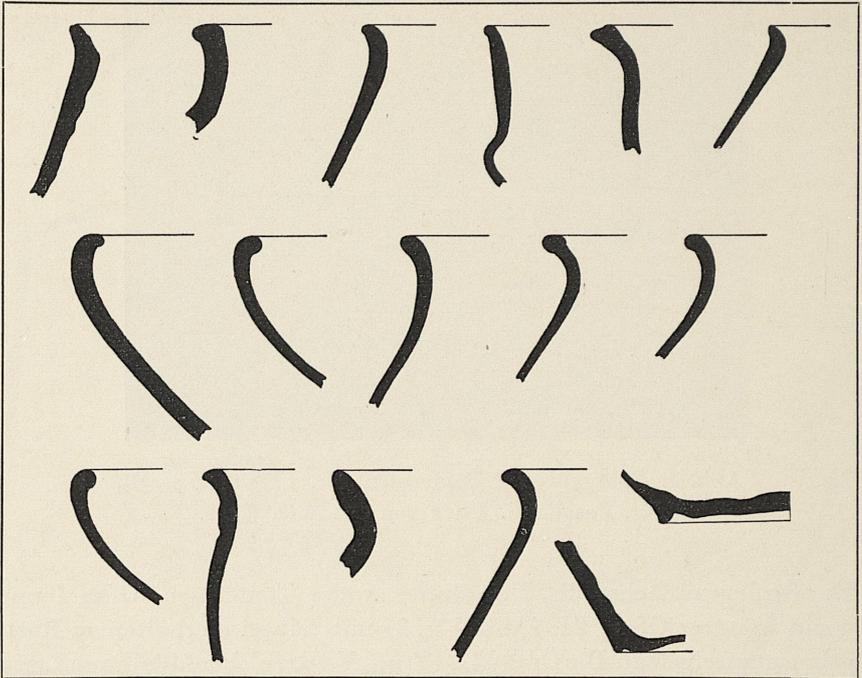


Abb. 3. Profile von Gefäßen aus spätgallischen Töpferöfen von Sissach. 1:3.

Viel komplizierter war der erhaltene Unterbau des nur 1 m entfernten Ofens II. Leider war ein Teil der Ofenanlage durch einen Graben zerstört. Der Ofen II war von Nordwesten nach Südosten orientiert. Er stand demnach genau rechtwinklig zum Ofen I. Zunächst fanden sich wieder die vier durch einen kreuzförmigen Pfeiler getrennten Heizkammern, die aber viel größere Ausmaße aufwiesen und bedeutend tiefer lagen, als dies beim Ofen I der Fall war. Auch hier wurden zwei Feueröffnungen festgestellt, wobei aber diejenige im Südosten nicht einwandfrei erklärt werden konnte. Die Wände der Heizkammern erreichten eine Höhe von 30 cm. Sie waren ebenfalls mit feuerfestem Huppermaterial verstrichen, dagegen bestand der Bodenbelag aus Kies mit größeren Steinen. In gewissen Abständen waren in den Wänden die Feuerzüge eingebaut; so in allen Ecken der Kammern, dann auffallend symmetrisch in den Seiten- und Zwischenwänden. Ein Feuerzug entsprach immer dem Feuerzug der gegenüberliegenden Kammer. Während die Seitenwände der Kammern auf der nordwestlichen Seite bis zur Feueröffnung, d. h. bis zu einer von Brand tiefgeschwärzten Mulde, gebaut waren, setzten sie sich auf der gegenüberliegenden Seite fort und bildeten eine neue, größere Kammer, in welche sich von Südosten her eine neue Zungenmauer einschob. Leider war gerade hier die Anlage gestört, und sie konnte zudem nicht fertig ausgegraben werden. Wahrscheinlich schließt hier eine neue Ofenanlage an (?). Bemerkenswert war ein Steinpfeilerchen, das sich in der großen Kammer genau in der Ofenachse zwischen den beiden Zungenmauern befand. Der Lehmrost war in seiner ursprünglichen Lage nicht mehr erhalten. Sämtliche Kammern waren mit seinen Bruchstücken gefüllt.

Für eine Rekonstruktion der Ofenanlagen ist der Befund des Ende April 1935 ausgegrabenen Ofen VI (Abb. 1) sehr günstig¹.

Leider wurde auch dieser Ofen bei den Kanalisationsarbeiten beschädigt, indem verschiedene Roststücke und die wahrscheinlich noch gut erhaltene südöstliche Feueröffnung durch Pickelhiebe zertrümmert wurden. Immerhin dürfen wir mit dem vorgefundenen Erhaltungszustand zufrieden sein.

Der Ofen war wiederum von Nordwest nach Südost orientiert und besaß beidseitig Feueröffnungen (e u. h). Auch hier fanden wir dasselbe Bild: vier Heizkammern (unter b), die durch kreuzförmige Zwischenwände (-pfeiler) a getrennt waren. Die in der Ofenachse befindlichen Schenkel des Kreuzes (e—h) bildeten die Zungenmauern. Die beiden andern waren mit dem Kuppelansatz (c) fest verbunden. Der hauptsächlich im Nordosten gut erhaltene Kuppelrand von 1,30 m Durchmesser umschloß fast kreisrund den Rost und den Ofenunterbau. Der gebrannte, tönernerne Kuppelrest besaß an intakten Stellen eine Dicke von 15 cm. Zwischen Kuppel und Mittelpfeiler war der vierteilige Rost b eingefügt, und zwar so, daß jede einzelne Heizkammer von einem besonderen Roststück überdeckt war. Die südöstliche Feueröffnung h bildete zunächst den Heizkanal, von welchem noch die linke Seitenwand f erhalten war; dann das „Schürloch“, dessen linker Seitenpfeiler g ebenfalls noch zu erkennen war. — Die nordwestliche Feueröffnung e besaß keinen verlängerten Heizkanal. Das Schürloch befand sich hier direkt unter der runden Kuppel gegenüber der Zungenmauer und schien mittels Steinen und Erde verschlossen zu sein. Außerhalb des „Schürloches“ war eine durch Brand gerötete flache Mulde e angeschlossen, deren Durchmesser etwa 45 cm und deren Tiefe 15 cm betrug. Eine ähnliche Vertiefung ist wahrscheinlich auf der Südostseite vorhanden gewesen. Der Durchmesser des Ofens von Feueröffnung zu Feueröffnung betrug 2 m. Ohne die Mulden wies er so im Grundrisse eine birnenartige Form auf.

Die Wände der einzelnen Heizkammern waren wie bei den andern Öfen mit feuerfestem Material verstrichen. Aber auch die in den Rost hineinragende obere Fläche der kreuzartigen Pfeiler wies die gleiche Verkleidung auf. An den Zungenmauern war ferner zu beobachten, daß die Schicht doppelt aufgetragen worden war, wobei die obere Abschlußkante (30 mm breit) als Rostträger (Falz) zu betrachten wäre. Diese zweite harte Lehmschicht war manchmal stark gekrümmt und eingedrückt, so daß wir zu der heutigen Rosthöhe von 25 cm noch weitere 5—10 cm (Maximum) dazurechnen und die ursprüngliche Höhe der Heizkammern mit etwa 30—35 cm annehmen müssen.

Der hartgebrannte Lehmrost wies eine Dicke von 10—15 cm auf. Seine Oberfläche, ehemals wahrscheinlich glatt, war bei der Freilegung ziemlich stark gewellt. In den nördlichen Rostteilen fanden sich je sechs Zuglöcher (Pfeifen). Ihr Durchmesser betrug etwa 4—5 cm. In dem noch erhaltenen südlichen Rost-

¹ Trotz mannigfachen Schwierigkeiten gelang es uns, den Ofen als ganzes Stück auszugraben, zu heben und ins Liestaler Kantonsmuseum zu überführen. Um den Transport sicherer zu gestalten, wurde möglichst wenig Erde vom eigentlichen Objekt weggenommen. Verschiedene Einzelheiten können deshalb erst nach der beendeten Konservierung näher beschrieben werden.

Dem Kantonsmuseum, vorab seinem Konservator Dr. W. Schmaßmann, gebührt für die Mithilfe und für die Übernahme der Bergungskosten großer Dank.

teil waren nur drei „Pfeifen“ vorhanden, die anderen, fehlenden wurden noch nicht gefunden.

Über die Konstruktion des Rostes läßt sich folgendes sagen: Der Haltbarkeit wegen war der Lehmrost ursprünglich mit Holzlättchen (oder Zweigen) armiert worden. In gewissen Abständen erfolgte dieser Holzdurchschuß kreuzweise; in den ausgesparten Lücken befanden sich die Zuglöcher. Ähnlich scheint auch die Tonkuppelkonstruiert gewesen zu sein: ein mit Lehm verstrichenes Rutengeflecht.

Das für den Töpferbetrieb notwendige Wasser fanden die Leute im nahe vorbeifließenden Ergolzbach.

Die Grabungen sollen demnächst fortgesetzt werden, ist doch zu erwarten, daß noch eine ganze Anzahl solcher Öfen vorhanden sind. Finden wir dann noch die Abfallgruben, so kommt vielleicht zu dem bereits vorliegenden reichlichen Scherbenmaterial auch Ware zum Vorschein, deren Bemalung besser erhalten ist. Nach den bisher vorliegenden Scherben wurde rot- und weißbemalte Keramik, neben unbemalter gelber Töpferscheibenkeramik, hier hergestellt. Eine Auswahl der Randprofile gibt Abb. 3. Von den Wohnungen fehlt bis jetzt jede Spur.

Gelterkinden.

Fritz Pümpin.

Die Wohnsitze der Cattenaten.

Von den Bewohnern Vindelikiens, des bayrischen Alpenvorlandes, ist in der antiken Literatur selten die Rede. Nur bald nach der römischen Landnahme werden aus offiziellem Aktenmaterial auf dem Siegesdenkmal in La Torbie vier unterworfenen Stämme namentlich angeführt: Cosuanetes, Rucimates, Licates, Cattenates¹. Dann sind es die Geographen Strabo² und Ptolemaeus³, die ihren Landbeschreibungen auch ethnographische Kapitel einfügen. Strabo zählt fünf vindelikische Völker auf: Λικάττιοι, Κλαυτηγάτιοι, Οὔβωνες, Ἐστίωνες, Βριγάντιοι, und zwei rätische, die allem Anscheine nach am Vorlande Anteil haben, die Ῥουκάντιοι und Κωτουάντιοι.

Ptolemaeus schränkt den Begriff Vindelikien auf den Bereich zwischen Lech und Inn einschließlich Nordtirols ein: τῆς δὲ Οὐινδελικίας τὰ μὲν ἀρκτικώτατα κατέχουσι Ῥουκίκαται, ὑπὸ δὲ τούτους Λεῶνοι καὶ Κωνσουάνται, εἶτα Βένλαυνοι, εἶτα Βρεῦνοι καὶ παρὰ τὸν Λικίαν ποταμὸν Λικάτιοι. Die Breuni und Benlauni (wohl Genauni) des Ptolemaeus gehören nach Tirol, vier Stämme verbleiben für Bayern, und zwar als Anwohner der Donau Rucimates (Ῥουκάντιοι), südlich von ihnen Leuni und Cosuanetes (Κωτουάντιοι, Κωνσουάνται), schließlich am Lech die Licates. Drei dieser Stämme begegnen sowohl bei Plinius als bei Strabo, bei Ptolemaeus jedoch treten die Leuni an die Stelle der Cattenaten. K. Zeuß⁴ sah Leuni als Textverderbnis an, Mannert als leichte Verschreibung für Launi und brachte es mit Alauni und Benlauni zusammen⁵, anderen gilt es als richtig überlieferter Stammesname. Letzteres hat am meisten Wahrscheinlichkeit für sich; denn bei Ptolemaeus fehlen des öfteren — mögen seine Listen wirklich die Gauverfassung seiner Zeit widerspiegeln oder nur Exzerpte sein —

¹ Plinius n. h. III 137 und CIL. V 7817.

² Strabo IV 206.

³ Ptolemaeus II 12, 4. p. 71 ed. Cuntz.

⁴ Die Deutschen und ihre Nachbarstämme 234.

⁵ RE. s. v. Leuni Sp. 2311 (Fluß).